

Fabian Hutmacher, Würzburg

Die Poesie des Fremden – oder: Die schwierige Schönheit der ungarischen Sprache

Eine qualitative Interviewstudie mit Ungarisch-Lernenden

Sprache ist ein Mittel der Kommunikation. Wir können Sprache nutzen, um im Restaurant ein Menü zu bestellen oder um auf der Straße jemanden nach dem Weg zu fragen. Sprache ist aber noch mehr: nicht nur Instrument zur Wiedergabe der Wirklichkeit, sondern auch Vehikel zu deren Hervorbringung. Mit der Hilfe von Sprache konstruieren wir unsere Welt – die innere wie die äußere. Unterschiedliche Sprachen funktionieren dabei nach teilweise unterschiedlichen Konstruktionsprinzipien. Wer eine Sprache lernt, lernt deshalb nicht nur, dasselbe mit anderen Worten auszudrücken. Er lernt in einem gewissen Sinne auch, die Welt anders zu betrachten. Diese These wird in der vorliegenden Untersuchung anhand von qualitativen Interviews mit neun Ungarisch-Lernenden veranschaulicht. Wie die Ergebnisse der Befragung zeigen, ermöglicht das Erlernen der ungarischen Sprache – vielleicht gerade aufgrund ihrer Andersartigkeit – tatsächlich einen neuen Blick auf die Welt sowie die Möglichkeiten des menschlichen Sprachvermögens.

1. Nachdenken über das menschliche Sprachvermögen

Der Mensch ist *das sprachbegabte Tier* – so der Titel eines Buches des Philosophen Charles Taylor.¹ Was aber bedeutet es, ein sprachbegabtes Tier zu sein? Nach Taylors Auffassung lassen sich die Antworten, die im Laufe der Zeit auf diese Frage gegeben wurden, grob einer von zwei Theorielinien zuordnen: entweder den *Bezeichnungstheorien* oder den *Konstitutionstheorien*. Vertreter von Bezeichnungstheorien gehen davon aus, dass »es im Inneren des Geistes ›Ideen‹«, gibt, »bei denen es sich um Bruchstücke von Darstellun-

¹ Charles Taylor: *Das sprachbegabte Tier. Grundzüge des menschlichen Sprachvermögens*. Berlin 2017.

gen [...] einer weitgehend ›äußeren‹ Realität«² handelt. Bezeichnungstheorien zufolge bietet uns Sprache also die Möglichkeit zur Rekonstruktion einer objektiven Außenwelt: Ich muss das Wort *Baum* nicht kennen, um zu wissen, was ein Baum ist. Die Fähigkeit, über das Wort zu verfügen, gibt mir jedoch die Möglichkeit, mich mit anderen Menschen über Bäume zu unterhalten, das heißt: Informationen über Bäume in Erfahrung zu bringen und weiterzugeben. Sprache ist demnach vor allem ein praktisches Hilfsmittel, das uns die Verständigung und unser alltägliches Miteinander erleichtert. Im Grunde erinnert dieses Sprachverständnis an die Schöpfungsgeschichte der Bibel: »Gott, der Herr, formte aus dem Ackerboden alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und führte sie dem Menschen zu, um zu sehen, wie er sie benennen würde. Und wie der Mensch jedes lebendige Wesen benannte, so sollte es heißen. Der Mensch gab Namen allem Vieh, den Vögeln des Himmels und allen Tieren des Feldes.« (Gen 2, 19–20) Die Dinge sind schon da, wir müssen ihnen nur noch einen Namen geben. Was für die Außenwelt gilt, trifft analog auch für unsere Innenwelt zu: Psychische Vorgänge spielen sich auch dann ab, wenn wir sie nicht artikulieren können. Wenn wir sie aber artikulieren können – und das im besten Fall differenziert –, dann sind wir in der Lage, anderen Mitmenschen mitzuteilen, wie es um unser Befinden bestellt ist.

Taylor hält solche Bezeichnungstheorien für unzureichend. Er argumentiert, dass das menschliche Sprachvermögen weitaus mehr umfasse als bloß die »Fähigkeit zur Codierung und Übermittlung von Informationen«.³ Sprache sei vielmehr konstitutiv für das menschliche Wesen – daher auch der Begriff *Konstitutionstheorie*: »Die Konstitutionstheorie vermittelt uns ein Bild, wonach die Sprache neue Zwecksetzungen, neue Verhaltensebenen, neue Bedeutungen ermöglicht und daher nicht im Rahmen eines sprachunabhängig aufgefassten Bilds vom menschlichen Leben erklärt werden kann.«⁴ Sprache ermöglicht dem Menschen eine Art des In-der-Welt-Seins, die ihm ohne Sprache verschlossen bliebe. Wie ist das zu verstehen? Einfach gesagt: Sprache gibt Bedeutung nicht nur wieder, Sprache bringt Bedeutung häufig erst hervor. Taylor drückt es in Anlehnung an Wilhelm von Humboldt⁵ so aus:

² Ebenda, 15.

³ Ebenda, 7.

⁴ Ebenda, 14.

⁵ Wilhelm von Humboldt: Einleitung zum Kawi-Werk. Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. In: Ders.: Schriften zur Sprache. Hg. Michael Böhler. Stuttgart 1995, 30–207.

»Eine Sprache zu besitzen heißt, ständig zu versuchen, das Artikulationsvermögen dieser Sprache zu erweitern.«⁶ Fast parallel dazu – wenn auch mit etwas anderen Hintergedanken – formuliert Ludwig Wittgenstein: »Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.«⁷ Zwei Beispiele mögen helfen, um deutlich zu machen, was damit gemeint ist.

Bezeichnungstheorien zufolge ermöglicht es uns die Sprache – wie weiter oben geschrieben – anderen Menschen mitzuteilen, wie es um unser Befinden bestellt ist. Was aber ist, wenn wir gar nicht wissen, wie es um unser Befinden bestellt ist, wenn wir also beispielsweise zwar ein dumpfes Unwohlsein verspüren, dessen Ursachen aber nicht klar benennen können? Interessanterweise kann Sprache in solchen Situationen mehr, als bloß die Tatsache wiederzugeben, dass wir eben ein solches dumpfes Unwohlsein verspüren, dessen Ursachen wir nicht klar benennen können. Wenn wir über dieses dumpfe Unwohlsein sprechen, wenn wir anderen zu erläutern versuchen, wie es uns geht, dann kann es passieren, dass wir auf einmal während des Sprechens begreifen, woher dieses dumpfe Unwohlsein kommt, und dass es sich nicht nur um ein dumpfes Unwohlsein handelt, sondern um eine Mischung aus – sagen wir – Müdigkeit und nachhallender Verärgerung über einige Ereignisse des vergangenen Tages. Heinrich von Kleist bezeichnet das in einem 1805 verfassten und 1878 postum erschienenen Text als die „Verfertigung der Gedanken beim Reden“: »Wenn Du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rathe ich Dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen.«⁸ Es ist also nicht so, dass wir beim Sprechen lediglich wiedergeben, was in unserem Kopf bereits klar geordnet vorliegt. Indem wir über das Diffuse sprechen, indem wir nach dem richtigen Ausdruck zu dessen Charakterisierung suchen, bringen wir den konkreten Gedanken mitunter erst hervor. Um es knapp zusammenzufassen: Ein Mensch, dessen Wortschatz, dessen begriffliches Repertoire »größer geworden ist«, kann »nun nuancierter über sein Erleben reden, und das wiederum ermöglicht ihm, differenzierter zu empfinden«.⁹

Die Überlegung, dass uns ein nuanciertes Artikulationsvermögen ein reflektiertes In-der-Welt-Sein ermöglicht, lässt sich selbstverständlich auch auf

⁶ Taylor: Sprachbegabtes Tier, 336.

⁷ Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. Frankfurt am Main 1963, Satz 5. 6.

⁸ Heinrich von Kleist: Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In: Nord und Süd IV. Hg. Paul Lindau. Berlin 1878, 3–7, hier 3.

⁹ Peter Bieri: Wie wäre es, gebildet zu sein? München 2017, 26.

den Kopf stellen: Wer Begriffswelten einschränkt, der schränkt unter Umständen auch das Denken ein. Das ist jedenfalls die sprachphilosophische Perspektive, die beispielsweise George Orwells dystopischem Roman „Nineteen Eighty-Four“ zugrunde liegt.¹⁰ Dort hat die herrschende *English Socialist Party* eine adaptierte Version der englischen Sprache eingeführt, das *Newspeak* (deutsch: Neusprech), dessen Vokabular radikal beschnitten und vereinfacht wurde, um die Parteideologie möglichst adäquat wiedergeben zu können und gleichzeitig subversives Denken zu erschweren. *Newspeak* ist aber nicht nur eine auf parteipolitische Konformität, sondern auch eine auf maximale Effizienz getrimmte Kunstsprache: Synonyme werden konsequent aus dem Wörterbuch gestrichen, poetisches und metaphorisches Sprechen gelten als unerwünscht. Selbstredend ist *Newspeak* keine real existierende Sprache. Wer jedoch beispielsweise einen genaueren Blick auf die Sprache des Dritten Reiches und Euphemismen wie *Euthanasie* oder *Sonderbehandlung* wirft, wird schnell feststellen, dass die literarische Fiktion mehr ist als nur literarische Fiktion.¹¹

2. Die Sapir-Whorf-Hypothese

Akzeptiert man einmal den Grundgedanken, dass Sprache Wirklichkeit nicht nur wiedergibt, sondern oftmals erst hervorbringt und dass sie in jedem Fall unsere Interpretation der Wirklichkeit prägt, ist der Weg nicht mehr weit bis zu der Frage, ob folglich das Denken in unterschiedlichen Sprachen auch ein unterschiedliches Denken sein muss. Das theoretische Gravitationszentrum, um das nach wie vor viele der Debatten über den Zusammenhang zwischen Sprache und Denken kreisen, bilden jene Überlegungen, die als *Sapir-Whorf-Hypothese* bekannt geworden sind.¹² Die Sapir-Whorf-Hypothese ist im

¹⁰ George Orwell: *Nineteen Eighty-Four*. A Novel. London 1949.

¹¹ Victor Klemperer: *LTI. Notizbuch eines Philologen*. Berlin 1947.

¹² Guy Deutscher: *Through the Language Glass. Why the World Looks Different in Other Languages*. New York 2010; Claire Kramsch: *Language, Thought, and Culture*. In: *The Handbook of Applied Linguistics*. Hg. Alan Davies und Catherine Elder. Malden/Oxford/Carlton 2004, 235–261; David S. Kreiner: *Sapir-Whorf Hypothesis*. In: *The Encyclopedia of Cross-Cultural Psychology*. III. Hg. Kenneth Keith. Chichester 2013, 1122–1124; John A. Lucy: *Linguistic Relativity*. In: *Annual Review of Anthropology* 26 (1997) 291–312; Sean P. O'Neill: *Sapir-Whorf Hypothesis*. In: *The International Encyclopedia of Language and Social Interaction*. III. Hg. Karen Tracy. Chichester 2015, 1325–1334; Edward Sapir: *Culture, Language and Personality: Selected Essays*. Berkeley 1961; Benjamin Lee Whorf: *Language, Thought and Reality. Selected Writings of Benjamin Lee Whorf*. Hg. John B. Carroll. Cambridge 1956.

Grunde eine Post-Hoc-Konstruktion, die von den namensgebenden Autoren nie als solche formuliert, sondern indirekt aus ihren Schriften abgeleitet wurde. In ihrer allgemeinsten Fassung besagt die Sapir-Whorf-Hypothese schlicht das, was wir bisher schon herausgearbeitet haben: dass die Art und Weise, wie wir sprechen und in welcher Sprache wir sprechen, einen Einfluss auf unser Denken hat. Genauer betrachtet lassen sich jedoch zwei Lesarten der Sapir-Whorf-Hypothese voneinander unterscheiden, eine starke und eine schwache.

Der starken Lesart zufolge sind wir in der Denkweise unserer Sprache eingekerkert, »sofern es uns nicht gelingt, uns über sie zu erheben und ihre Kontingenz zu erkennen«.¹³ Ziehen wir noch einmal das Orwellsche *Newspeak* als Beispiel heran: Würden wir in einer Welt leben, in der nur noch *Newspeak* existierte, so könnten wir der starken Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese zufolge tatsächlich keine subversiven, gegen die *English Socialist Party* gerichteten Gedanken hegen, weil uns die passenden Worte für solche Gedanken fehlen würden. Erst wenn wir in Kontakt mit einer anderen Sprache kämen, wäre es uns möglich – im wahrsten Sinne des Wortes – auf andere Gedanken zu kommen und so den *Kerker* unserer Sprache zu verlassen. Oder um ein anderes Beispiel zu geben: Für das deutsche Wort *Schadenfreude* existiert im Englischen bekanntermaßen kein unmittelbares Äquivalent. Geht man von der starken Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese aus, könnte eine Person, die ausschließlich der englischen Sprache mächtig ist, keine Schadenfreude empfinden. Weil das Wort fehlt, kann es auch kein entsprechendes Gefühl, keine entsprechenden Gedanken geben. Stieße die Person jedoch eines Tages auf das deutsche Wort *Schadenfreude* und damit auch auf das dahinterliegende Konzept, würde sich dieser Person ein neuer Raum des Denkens und Empfindens erschließen.

Diese starke Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese wird von vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern als zu radikal und in ihrer Radikalität als zu vereinfachend empfunden, so dass sie sich eher der schwachen Lesart zuwenden. Die *Schwäche* dieser Lesart betrachten sie dabei als ihre eigentliche Stärke, ermöglicht sie doch einen differenzierteren und damit auch aufschlussreicheren Blick auf den Zusammenhang zwischen Sprache und Denken. Die schwache Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese besagt, »daß unterschiedliche, verschiedenen Sprachen [...] angehörende Formulierungen ein und derselben Szene oder Sachlage die Aufmerksamkeit auf verschiedene

¹³ Taylor: Sprachbegabtes Tier, 608.

Merkmale und Beziehungen lenken, was wiederum die Art und Weise, in der die Menschen auf diese Situation reagieren, oder das beeinflusst, was ihnen spontan daran auffällt oder woran sie sich später tendenziell erinnern¹⁴. Nach der schwachen Lesart determiniert Sprache unser Denken also nicht, legt bestimmte Denkweisen aber nahe oder macht sie wahrscheinlicher. Eine Englisch sprechende Person wäre dementsprechend durchaus dazu in der Lage, Schadenfreude zu empfinden. Einer Deutsch sprechenden Person aber würde es leichter fallen, diese Empfindung auf den Punkt zu bringen – und damit auch, sie zum Gegenstand einer Diskussion zu machen. Ja, vielleicht wäre es sogar wahrscheinlicher, dass die Deutsch sprechende Person diesen Aspekt ihres Empfindens überhaupt in einem Gespräch zum Thema macht.

Um ein weiteres Beispiel aus dem Vergleich zwischen Deutsch und Englisch zu geben: Sagt jemand auf Englisch *I met a friend yesterday*, so bleibt das Geschlecht der Person, mit der man sich getroffen hat, unbestimmt. Im Deutschen besteht diese Möglichkeit nicht. Hier muss man entweder sagen, dass man sich mit *einem Freund* oder mit *einer Freundin* getroffen hat. Das Deutsche *zwingt* uns an dieser Stelle, etwas zu präzisieren, was im Englischen *vage* bleiben kann. Es lässt sich leicht einsehen, dass dieser Unterschied auch für die Alltagskommunikation von Bedeutung sein kann. »Ach, mit *dem* Freund, mit dem du dich in letzter Zeit schon häufiger getroffen hast?«, könnte im Deutschen leicht jemand augenzwinkernd fragen, um anzudeuten, dass in diesem Fall durchaus klar wäre, dass es sich nicht bloß um ein *Treffen*, sondern wohl eher um ein Date mit *dem* Freund gehandelt hat, für den man nun schon eine ganze Weile schwärmt. Die Hürde für eine vergleichbare Andeutung liegt im Englischen ungleich höher: Hier müsste man zunächst einmal nachfragen, *wer genau* denn dieser *friend* gewesen sei – und von dieser Nachfrage würde man vielleicht Abstand nehmen, wenn man den Eindruck hätte, dass die Person die sprachliche Möglichkeit, das Geschlecht im Unklaren zu lassen, mit Absicht ausgespielt hat. Solche und ähnliche Effekte, wie sie die schwache Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese vorhersagt, sind mittlerweile in zahlreichen Untersuchungen empirisch unterfüttert worden – beispielsweise

¹⁴ Ebenda.

im Hinblick auf die Wahrnehmung von Farben¹⁵ oder die Wirkung des grammatikalischen Geschlechts.¹⁶

Die schwache Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese ermöglicht uns auch einen interessanten Blick auf die Effekte, die das Erlernen einer Fremdsprache haben kann. Demnach versetzt uns das Erlernen einer Fremdsprache nicht nur in die Lage, im Restaurant ein Menü zu bestellen oder auf der Straße jemanden nach dem Weg zu fragen. Wer eine Sprache lernt, lernt nicht nur, dasselbe mit anderen Worten auszudrücken. Er lernt in einem gewissen Sinne auch, die Welt anders zu betrachten. Er lernt, den Rahmen des eigenen Denkens und der eigenen Wahrnehmung kritisch zu prüfen.¹⁷ Und er lernt vielleicht auch, dass das eigentliche Problem des Übersetzens nicht ein Problem des Wortschatzes ist, sondern ein Problem der Übertragung eines Textes aus einem *Bedeutungsraum* in einen anderen, dessen Koordinaten nicht ganz gleich ausgerichtet sind.¹⁸ Für eine Horizonterweiterung durch das Lernen einer Sprache bietet sich – so die tentative Hypothese des Autors – vielleicht vor allem eine Sprache an, die der eigenen Muttersprache besonders unähnlich ist.¹⁹ Für deutsche Muttersprachler – oder allgemeiner: Sprecher einer indoeuropäischen Sprache – ist das Ungarische eine genau solche Sprache.

3. Die ungarische Sprache

Was aber macht die ungarische Sprache zu einer *besonderen* Sprache – oder zumindest zu einer Sprache, deren Andersartigkeit und Fremdheit aus der Sicht eines Nicht-Muttersprachlers ins Auge fällt? Worin die *subjektive Beson-*

¹⁵ Debi Roberson – Ian Davies – Jules Davidoff: Color categories are not universal. Replications and new evidence from a stone-age culture. In: Journal of Experimental Psychology: General 129 (2000) 369–398.

¹⁶ Guy Deutscher: Sex and Syntax. In: *Ders.: Through the Language Glass. Why the World Looks Different in Other Languages*. New York 2010, 194–216; Maria D. Sera – Chryle Elieff – James Forbes – Melissa C. Burch – Wanda Rodríguez – Diana P. Dubois: When language affects cognition and when it does not: An analysis of grammatical gender and classification. In: Journal of Experimental Psychology: General 131 (2002) 377–397.

¹⁷ Kreiner: Sapir-Whorf, 1124.

¹⁸ Umberto Eco: Quasi dasselbe mit anderen Worten. Über das Übersetzen. München 2006.

¹⁹ Man könnte natürlich auch die umgekehrte Hypothese vertreten und davon ausgehen, dass es gerade die *feinen Unterschiede bei weitgehender Übereinstimmung* zwischen zwei Sprachen sind, die als besonders aufschlussreich erlebt werden. Auf Gang und Wert dieser Untersuchung hat es jedoch keinen Einfluss, welche der beiden Hypothesen näher an der Wahrheit liegt. Unter Umständen handelt es sich auch gar nicht so sehr um gegensätzliche, sondern eher um einander ergänzende Hypothesen.

derheit aus der Sicht Ungarisch-Lernender besteht, ist Gegenstand dieser Untersuchung. Der genaueren Darstellung dieser Untersuchung sollen aber einige allgemeine, kontextualisierende Informationen vorgeschaltet werden, die diese subjektiven Eindrücke in einen nachvollziehbaren Rahmen einbetten.²⁰

Um die Fremdheit der ungarischen Sprache zu skizzieren, genügt im Grunde ein Satz: Anders als die in den umliegenden europäischen Ländern gesprochenen Sprachen gehört das Ungarische mit seinen – je nach Schätzung – 13.5 bis 15 Millionen Sprecherinnen und Sprechern nicht zur indoeuropäischen, sondern zur *finnisch-ugrischen* Sprachfamilie.²¹ Das Ungarische ist – salopp formuliert – der etwas merkwürdige, angeheiratete Onkel auf der großen Familienfeier der europäischen Sprachen. Anders als der merkwürdige, angeheiratete Onkel sitzt das Ungarische aber nicht stillschweigend am Rand, sondern ziemlich genau in der Mitte. Der mit dieser Isoliertheit einhergehende »Sonderstatus war und ist in hohem Maße identitätsprägend«,²² argumentiert vor diesem Hintergrund Gabriella Schubert – und zwar im positiven wie im negativen Sinne: »einerseits verbindet sich mit der Muttersprache ein Gefühl der Herausgehobenheit, andererseits das Bewusstsein, einer isolierten Minderheit anzugehören«. ²³ Selbst wer geneigt ist, eine solche Parallelisierung von Sprache und Identität oder gar von Sprache und Nationalbewusstsein für etwas zu pathetisch aufgeladen zu halten, wird die irritierende Fremdheit der ungarischen Sprache nicht bestreiten können. Und das gilt für Ungarn ebenso wie für Nicht-Ungarn: Sobald »Ungarn die Grenzen überqueren und nach Wien, Paris, London oder nur in die Teile der Nachbarländer reisen, in denen man nicht Ungarisch spricht, dann sind sie verloren, es sei denn, sie hätten lange Jahre harter Arbeit auf das Erlernen einer Fremdsprache verwendet, die per definitionem sehr verschieden von ihrer Muttersprache

²⁰ Für einen gut lesbaren, knapp gehaltenen Überblick, an dem sich auch die folgende Darstellung orientiert, siehe Gabriella Schubert: Das Ungarische. In: Dies.: Was ist ein Ungar? Selbstverortung im Wandel der Zeiten. Wiesbaden 2017, 77–118. Für einen eher essayistischen Zugang siehe Ádám Nádasdy: Ungarisch – ein goldener Käfig? Ungarn, der Buchmesse-Schwerpunkt 1999. Warum die ungarische Sprache auf der Welt so allein ist. In: Die Zeit 14. Oktober 1999. Abrufbar unter: https://www.zeit.de/1999/42/199942.l-ungarn_.xml/komplettansicht (9. Februar 2021).

²¹ Géza Balázs: The Story of Hungarian. A Guide to the Language. Budapest 2000; Gyula Décsy: Einführung in die finnisch-ugrische Sprachwissenschaft. Wiesbaden 1965.

²² Schubert: Das Ungarische, 77.

²³ Ebenda.

che sein muss».²⁴ Umgekehrt formuliert: Sobald ein Europäer aus Wien, Paris, London oder einem anderen Winkel des Kontinents ungarischen Boden betritt, so ist er angesichts sich auch in Ungarn immer weiter ausbreitender Englisch- und nach wie vor häufig vorhandener Deutsch-Kenntnisse vielleicht nicht verloren, aber doch merklich in ein andersartiges Sprachumfeld gestellt.

Diese Andersartigkeit ist allein schon *optisch* erkennbar, beispielsweise an den *Umlauten mit den langen Strichen*, wie ein naiver Beobachter die beiden mit Doppelakut versehenen Buchstaben *ő* und *ű* vielleicht beschreiben würde. Wer genauer hinsieht, wird außerdem bemerken, dass es sich beim Ungarischen um eine agglutinierende Sprache mit einem ausgeprägten Faible für Kompositabildungen handelt, was das Verstehen eines einzelnen Wortes unter Umständen zu einer ausgedehnten Dechiffrierübung werden lässt. Solche und ähnliche Beobachtungen können dazu führen, dass sich inmitten der Irritation ob der Andersartigkeit der ungarischen Sprache bereits ein zarter Keim der Faszination herausbildet. Zu welchen Einsichten aber führt eine von Neugier getragene Erkundung der ungarischen Sprache? Welche Lieblingswörter benennen Ungarisch-Lernende – und wo liegen für sie die poetischen Schönheiten sowie charakteristischen Besonderheiten der ungarischen Sprache? Die vorliegende Untersuchung versucht, mit der Auswertung von neun qualitativen Interviews eine Antwort auf diese Fragen zu geben.

4. Die aktuelle Untersuchung

4. 1. Stichprobe

Im Rahmen der Datenerhebung wurden neun halbstrukturierte Interviews mit Ungarisch-Lernenden geführt. Die Interviewten (20–34 Jahre, Mittelwert = 25.00, Standardabweichung = 5.52) wurden im Bekanntenkreis des Autors und über den E-Mail-Verteiler des Ungarischen Instituts der Universität Regensburg angeworben. Einen genaueren Überblick über die interviewten Personen gibt Tabelle 1. Um die Anonymität der Interviewten sicherzustellen, wurden ihnen Pseudonyme zugeteilt.

²⁴ *Nádasdy*: Ungarisch – Goldener Käfig.

Tabelle 1. Interviewte Personen

Name	Alter	Sprachniveau
Herr B.	20	A2
Herr T.	25	A2
Frau D.	34	A2
Frau G.	21	A2
Herr N.	21	A2
Frau L.	21	A1
Frau H.	21	A1
Frau F.	30	A2
Frau K.	32	A2–B1

4. 2. Ablauf der Interviews

Um größtmögliche Flexibilität und Offenheit im Gesprächsverlauf zu gewährleisten, gleichzeitig aber die Thematisierung aller für die Forschungsfrage relevanten Aspekte sicherzustellen, wurden die Interviews anhand eines Leitfadens durchgeführt.²⁵ Zum Einstieg wurden die Interviewten nach ihrem ungarischen Lieblingswort beziehungsweise ihren ungarischen Lieblingswörtern gefragt. Sie wurden außerdem gebeten, anzugeben, weshalb sie das jeweilige Wort als ihr Lieblingswort bezeichnen würden. In einem zweiten Schritt wurden die Interviewten gefragt, was ihnen an der ungarischen Sprache gefällt. Sie wurden darauf hingewiesen, dass es sich dabei unter anderem um Eigenheiten der Grammatik, des Wortschatzes und der Aussprache handeln kann. Im Anschluss wurde den Interviewten die Idee erläutert, dass Sprachen bei der Abbildung und Rekonstruktion der Welt mitunter sehr unterschiedlich funktionieren. Sie wurden gebeten, darüber nachzudenken, ob sie im Hinblick auf die ungarische Sprache bereits eine solche Erfahrung gemacht und diese als horizonterweiternd erlebt haben. Am Ende des Gesprächs hatten die Interviewten Gelegenheit, noch weitere Gedanken zu äußern, die ihnen im Zusammenhang mit der Fragestellung wichtig erschienen, die sie aber bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht geäußert hatten. Die Interviewlänge betrug durchschnittlich 10.48 Minuten (7–19 Minuten, Standardabweichung = 3.61).

²⁵ Cornelia Helfferich: Die Qualität qualitativer Daten. Ein Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden 2009.

4. 3. Datenanalyse

Die Interviews wurden mit einem Diktiergerät aufgezeichnet und im Anschluss vollständig transkribiert. Die Codierung des Materials erfolgte mit MAXQDA2020 (VERBI Software GmbH). Die Daten wurden mittels qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet, wobei zur Bildung des Kategoriensystems eine deduktiv-induktive Auswertungsstrategie genutzt wurde.²⁶ Deduktiv erfolgte die Auswertung in dem Sinne, dass die drei Fragen nach den ungarischen Lieblingswörtern, den Schönheiten sowie den horizonterweiternden Besonderheiten der ungarischen Sprache direkt als Oberkategorien aus dem Leitfaden abgeleitet wurden. Induktiv erfolgte die Auswertung dagegen in dem Sinne, dass die von den Interviewten gemachten Angaben zunächst mit Hilfe kurzer Paraphrasen kodiert und anschließend den direkt aus dem Material abgeleiteten Unterkategorien zugeordnet wurden.²⁷

4. 4. Ergebnisse

4. 4. 1. Ungarische Lieblingswörter

Alle Interviewten waren in der Lage, ein ungarisches Lieblingswort oder sogar mehrere unterschiedliche ungarische Lieblingswörter zu benennen. Insgesamt wurden in den neun Interviews siebzehn verschiedene Wörter genannt. Zwei Wörter, *tényleg* (dt. wirklich, tatsächlich) und *bocsi* (dt. Entschuldigung), wurden genannt, weil sie sich auch bei vergleichsweise niedrigem Sprachniveau in verschiedenen Situationen in die Unterhaltung einflechten lassen. Drei weitere Wörter, nämlich *mindkét* (dt. beide), *papírzsebkendő* (dt. Papiertaschentuch) und *krumpli* (dt. Kartoffeln), wurden genannt, weil sie laut Aussage der Interviewten einen Sachverhalt prägnant und passend zum Ausdruck bringen. An *mindkét* gefällt Frau L., dass es »so schön logisch ist«, wörtlich übersetzt *alle zwei* zu sagen, wenn man *beide* meint. Frau G. wählt *papírzsebkendő* dagegen unter anderem deshalb als Lieblingswort, weil es eines der ersten Wörter gewesen sei, das sie auf Ungarisch gelernt habe. Bei *zseb* habe sie gewusst, dass es *Tasche* bedeute und bei *kendő* habe sie »immer an Süßigkeiten denken müssen, vom Englischen her [candy]«. *Papírzsebkendő* sei für Frau G. deshalb – wie sie es in schönstem Bayerisch ausdrückt – immer

²⁶ Satu Elo – Helvi Kyngäs: The qualitative content analysis process. In: Journal of Advanced Nursing 62 (2008) 107–115; Ulrich Kuckartz: Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim 2018.

²⁷ Philipp Mayring: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim 2015.

das »Gutzi [gewesen], was aus dem Tempopackerl rausschaut«. *Krumpli* schließlich ist eines der Lieblingswörter von Frau D., weil Kartoffeln ihrer Meinung nach eine »komische« und schrumpelige, oder eben »krumpelige Form« haben. Aufgrund dieser klanglich-bildlichen Assoziation habe sie sich das Wort – im Gegensatz zu vielen anderen komplizierten Wörtern der ungarischen Sprache – auch sehr gut merken können.

Was die letzten beiden Beispiele bereits andeuten, nämlich, dass der Klang bei der Wahl der Lieblingswörter eine nicht unerhebliche Rolle spielt, zeigt sich auch daran, dass insgesamt sieben Wörter (unter anderem) aufgrund ihres Klangs zu Lieblingswörtern erklärt wurden. Frau L. gibt an, dass ihr »die ganzen Ös und Üs« der ungarischen Sprache gefallen, weshalb sie sich exemplarisch für *örülök* (dt. ich freue mich) und *csütörtök* (dt. Donnerstag) entscheidet. Genannt wurden außerdem *általános* (dt. allgemein), *kukorica* (dt. Mais), *rendőrség* (dt. Polizei) sowie *országgyűlés* (dt. Nationalversammlung, Nationalparlament) und *tévedés* (dt. Irrtum, Versehen). Mit den beiden letztgenannten Wörtern ist dabei jeweils eine genauere Begründung verbunden. Herr B. wählt *országgyűlés* als sein Lieblingswort, weil es symptomatisch für all das sei, »was die Deutschen an der ungarischen Sprache überfordert« – und bezieht sich damit auf den Unterschied zwischen langen und kurzen Vokalen, die Aussprache des »s« als »sch« und des »sz« als »s« sowie den Laut »gy«, den Herr B. auch deshalb als seinen Lieblingslaut bezeichnet, weil ihn normalerweise kein Deutscher richtig aussprechen könne.

Frau F., die der Meinung ist, dass es im Ungarischen »unglaublich viele gut klingende Wörter« gebe, führt *tévedés* als Lieblingswort an, weil es in ihren Ohren für einen Fehler »ein bisschen niedlich« klinge. Sie ergänzt außerdem, dass Freunde ihrer Katze – im Bewusstsein um die Bedeutung des Wortes – den Namen *tévedés* gegeben haben, und dass sie diese Geschichte »einfach sehr nett finde«. *Tévedés* fällt damit auch in die Kategorie kreativer, persönlicher Sprachverwendung, für die Herr B. ein weiteres Beispiel anführt: Zwischen ihm und seiner Freundin habe es sich eingebürgert, so berichtet er, dass sie ihn nicht mehr frage *szeretsz engem?* (dt. liebst du mich?), sondern *perec engem?* beziehungsweise *perecsz engem?* (dt. »Brezz« du mich?). Dementsprechend sei *perec* (dt. Breze) sein ungarisches Lieblingswort. Auch die im Kontext klanglicher Besonderheiten bereits erwähnten Wörter *rendőrség* und *országgyűlés* wurden überdies aus persönlichen Gründen gewählt. Herr B. erläutert, das Wort *országgyűlés* spiegele seinen Versuch, sein Ungarisch-Studium mit seinem Politikwissenschaftsstudium zu verbinden, während

Frau K. erläutert, ihr Großvater sei bei der ungarischen Polizei gewesen, weshalb das Wort *rendőrség* in ihrer Familie immer präsent und ihr als Kind bekannt gewesen sei, »eigentlich noch ohne [...] zu wissen, dass es ein ungarisches Wort ist«.

Frau H. nennt in ihrem Interview gleich drei Wörter, die Besonderheiten der ungarischen Sprachen illustrieren: *nyaralni* (dt. den Sommerurlaub verbringen), *sörözni* (dt. Bier trinken) und *szemüveges* (dt. eine Brille tragend, mit Brille). Die ersten beiden Wörter demonstrieren die Fähigkeit der ungarischen Sprache, aus einem Substantiv wie *nyár* (dt. Sommer) oder *sör* (dt. Bier) durch Anhängen einer entsprechenden Endung ein Verb zu machen, das in dieser zusammengezogenen Einfachheit im Deutschen nicht existiert. Selbstverständlich kann man auf Deutsch seinen »Sommerurlaub verbringen« oder »Bier trinken«, aber man kann eben nicht »sommern« und »bieren«. Vergleichbares gilt für die Möglichkeit, aus einem Substantiv wie *szemüveg* (dt. Brille) ein Adjektiv zu kreieren, dessen exakte Übersetzung »bebrillt« im Deutschen zwar existiert, aber eher ungebräuchlich ist. Interessanterweise werden als ungarische Lieblingswörter aber nicht nur solche genannt, welche die Unterschiede zwischen dem Ungarischen und anderen Sprachen betonen, sondern auch solche, die auf historisch gewachsene Gemeinsamkeiten hindeuten. So nennt Herr N. das Wort *kukorica* nicht nur aufgrund seines Klanges, sondern auch aufgrund seiner Beinahe-Identität mit dem österreichisch-bayerischen »Kukuruz«. Für die Verwandtschaft zwischen dem Deutschen und dem Ungarischen führt Herr B. *muszáj* (dt. es muss ein) an, das im Grunde auf ähnliche Parallelitäten hinweist.

4. 4. 2. Schönheiten der ungarischen Sprache

Auch im Hinblick auf die Schönheiten der ungarischen Sprache wurde von allen Interviewten mindestens ein Aspekt genannt. Einige der genannten Beobachtungen spiegeln dabei Überlegungen wider, die sich schon bei der Wahl der Lieblingswörter als wesentlich erwiesen hatten. So nennt Frau H. auf die entsprechende Frage hin noch einmal die »Möglichkeit, durch das Anhängen von Endungen neue Wörter zu kreieren«, die für sie schon bei der Auswahl ihrer Lieblingswörter bestimmend gewesen war. In insgesamt sechs Interviews wird außerdem noch einmal der *Klang der ungarischen Sprache* hervorgehoben. Die Umschreibungen der Interviewten zur Charakterisierung des Ungarischen unterscheiden sich dabei durchaus. Während Frau D. sagt, Ungarisch höre sich für sie »leicht italienisch« an, bestreitet Frau F. diese Be-

schreibung und argumentiert, das Ungarische sei gerade »nicht so temperamentvoll« wie das Italienische oder Spanische, sondern fließe eher elegant dahin und sei »so sanft«. Frau K. betont ähnlich, dass ihr das Ungarische »freundlich« vorkomme und keine »aggressive Sprache« sei. Einig sind sich die Interviewten jedenfalls darin, dass die ungarische Sprache »einfach sehr melodisch« ist, wie es Frau F. ausdrückt. In diesem Zusammenhang wird von zwei Interviewten explizit die Vokalharmonie angesprochen. Wie Herr B. es formuliert, ist das Ungarische »eine Sprache, die angelegt ist darauf, für die Ohren poetisch zu klingen«, was dafür Sorge, dass sich insgesamt »alles sehr flüssig« anhöre.

Ein weiterer, bereits im Rahmen der Lieblingswörter angesprochener Themenkomplex sind die *Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen dem Ungarischen und anderen Sprachen*. Dabei zeigen sich die Interviewten von beidem fasziniert, auch wenn sie die Akzente unterschiedlich verteilen. Während Frau H. die generelle Beobachtung festhält, dass das Ungarische »ganz anders funktioniert als das Deutsche«, und Frau K. ähnlich betont, dass das Ungarische mit dem Deutschen »so wenig Ähnlichkeiten hat, auf den ersten Blick«, verweisen Herr B. und Frau F. auf Gemeinsamkeiten mit anderen Sprachen. So berichtet Frau F., sie »kenne viele türkische [...] Freunde, die Ungarisch gelernt haben«, und denen die Ähnlichkeiten zwischen den beiden Sprachen beim Lernen weitergeholfen hätten. Sie mutmaßt, dass es sich dabei um Nachwirkungen der osmanischen Herrschaft handeln könnte.²⁸ Herr B. konzentriert sich in seinen Aussagen dagegen auf den Vergleich zwischen dem Deutschen und dem Ungarischen. Er verweist darauf, dass es seiner Meinung nach viele Punkte gebe, »wo einem das Ungarische so in seinem Sprachverständnis nicht fremd vorkommt, sondern ich finde, dann findet man tatsächlich auch oft sehr viele Gleichheiten«. Man könne, so seine These, beim Lernen des Ungarischen die »deutsch-ungarische kulturelle Verbindung« wiederentdecken, die historisch klar zu belegen, aber bei vielen Menschen in Vergessenheit geraten sei. Er meint, man könne »wahrscheinlich ganze Auf-

²⁸ Die Überlegungen von Frau S. weisen an dieser Stelle zwar in die richtige Richtung, sind aber ergänzungsbedürftig. Zwar stimmt es, dass sich im Ungarischen diverse Anleihen aus verschiedenen Turksprachen finden, diese gehen jedoch in der Mehrzahl bereits auf Kontakte vor der Landnahmezeit zurück. Die Begriffe, die später während der osmanischen Herrschaft in die ungarische Sprache übernommen wurden, stammten insbesondere aus den Bereichen der Verwaltung, der Gerichtsbarkeit sowie des Militärs und kamen deshalb – von Ausnahmen abgesehen – nach Ende der osmanischen Herrschaft wieder außer Gebrauch (vgl. Schubert: Das Ungarische, 82–84).

sätze darüber schreiben, wie sich das in der Sprache niedergeschlagen hat«, und betont dabei die Gegenseitigkeit dieser Beeinflussung. *Muszáj*, das er auch zu seinen Lieblingswörtern zählt, dient ihm dabei als beispielhafter Beleg für die Beeinflussung des Ungarischen durch das Deutsche, das Wort *Kutsche* (ung. *kocsi*) dagegen als Beleg für die Beeinflussung des Deutschen durch das Ungarische.²⁹ Außerdem erwähnt Herr B. die hungarisierte Übernahme von Wörtern aus anderen Sprachen wie dem Englischen, etwa bei *dzsíp* (engl. jeep) und *szkájpolni* (engl. to skype), oder aus dem Französischen, etwa bei *sofőr* (frz. chauffeur).³⁰

Abgesehen von diesen Überlegungen, die schon bei der Benennung der ungarischen Lieblingswörter zumindest andiskutiert wurden, nannten die Interviewten einige Aspekte, die bisher nicht zur Sprache gekommen sind. Zwei Interviewte gaben an, ihnen gefalle am Ungarischen beziehungsweise am Ungarischlernen die *Herausforderung*. So sagt Frau D.: Wenn »man diese Sprache mal beherrscht, kann man danach, glaube ich, wirklich stolz sein.« Und Frau F. ergänzt, das Ungarische sei – unter anderem aufgrund seiner agglutinierenden Grundstruktur – zwar »schwer, unglaublich schwer«, aber dafür fühle man »sich so ein bisschen wie ein kleiner Detektiv, wenn man dann so einen Satz endlich mal zerlegt hat«. Besonders angetan zeigen sich insbesondere zwei der Interviewten darüber hinaus von der *Logik der ungarischen Sprache*. Dabei betonen beide Interviewten gleichermaßen zwei Aspekte. Sowohl Herr B. als auch Herr T. verweisen zum einen auf die logische Struktur der ungarischen Grammatik. Herr B. spricht an dieser Stelle von der »Kastenbauweise« der ungarischen Sprache, und Herr T. ähnlich von der Möglichkeit, »mit diesen Suffixen wieder andere Wörter, Konstruktionen« schaffen zu können. Während sich Herr B. dabei an seinen Latein- und Altgriechischunterricht erinnert fühlt, gibt Herr T. an, dass es ihm geholfen habe, die »Sprache so quasi theoretisch aus einem Buch« lernen zu können. Zum anderen aber verweisen die beiden Interviewten auch auf die Tatsache, dass es sich beim Ungarischen um eine »phonetische Sprache« (Herr T.) handelt, bei der »sich alles«, schreibt, »genau wie es sich spricht« (Herr B.). Das mache die ungarische Sprache, der man ja generell nachsage, lernerunfreundlich zu sein,

²⁹ Siehe hierzu auch die Ausführungen bei *Schubert*: Das Ungarische, 112–113.

³⁰ Einen Überblick über die Beeinflussung des Ungarischen durch andere Sprachen vermittelt *Schubert*: Das Ungarische, 82–92. Neben den in den Interviews genannten Einflüssen werden dort auch die Bedeutung der slawischen Sprachen sowie des Lateinischen und des Italienischen beschrieben.

zumindest in dieser Hinsicht »dann sehr lernerfreundlich sogar«, wie Herr B. befindet.

Ein letzter Punkt, der in zwei Interviews genannt wird, ist die *Sparsamkeit der ungarischen Sprache*. So sagt etwa Frau L.: Ich »brauche auch immer sehr, sehr lange, um meine Sätze zu sortieren, aber grundsätzlich finde ich die Sprache oder die Grammatik viel einfacher als in anderen Sprachen.« Dies begründet sie damit, dass man im Ungarischen viel weniger deklinieren müsse als im Deutschen, dass das Substantiv bei Zahlenangaben nicht im Plural stehe (zum Beispiel *egy autó* – ein Auto, *három autó* – drei Autos) sowie damit, dass es – anders als im Englischen und Deutschen – eigentlich nur drei Zeiten gebe. »Das Problem ist nur«, schließt Frau L. ihre Ausführungen, »dass man das irgendwie sortieren muss und ein Gefühl dafür kriegen muss.« Ergänzend dazu argumentiert Herr N., dass die Tatsache, »dass man halt die Dinge gerne hinten dranhängt an die Wörter«, die Sprache insgesamt »recht kompakt« und »auf jeden Fall sparsam« mache.

4. 4. 3. *Horizonterweiternde Besonderheiten der ungarischen Sprache*

Bis auf Herrn T. geben alle Interviewten an, das Erlernen der ungarischen Sprache schon einmal als horizonterweiternd erlebt zu haben. Herr T. bestreitet dabei nicht die Möglichkeit, dass sich durch das Erlernen einer Sprache ein neuer Blick auf die Welt zu eröffnen vermag. Er gibt sogar an, »im Unterricht schon manchmal sowas gesehen« zu haben, kann sich jedoch in der Interviewsituation nicht auf ein konkretes Beispiel besinnen. Frau K. dagegen nennt eine Besonderheit des Ungarischen, die sie während eines längeren Aufenthaltes in Budapest selbst auf dem Klingelschild ihrer Nachbarn beobachtet hat – und zwar, dass sich verheiratete Frauen offiziell als *Frau des So-undso* bezeichnen können. Um ein Beispiel zu geben: Die mit László Kovács verheiratete Ildikó Molnár hieße dann *Kovács Lászlóné Molnár Ildikó*, auf Deutsch also *Ildikó Molnár, Frau des László Kovács*. Frau K. meint, das habe sie »stutzig gemacht«, sie sei zumindest »darüber gestolpert«, weil sie den Eindruck gewonnen habe, dass die Frau damit ein Stück von sich selbst aufgebe. Zwar sei die genannte Konstruktion auch in Ungarn »nicht mehr unbe-

dingt modern«, komme aber – anders als in Deutschland – durchaus noch vor und sei »relativ normal«.³¹

Interessanterweise nennen die anderen Interviewten weniger konkrete Einzelbeobachtungen im Stile von Frau K., sondern beziehen sich vielmehr auf die allgemeine Struktur und Funktionsweise der ungarischen Sprache. Frau G. führt die Tatsache an, dass der Aspekt eines Satzes, der betont werden soll, immer im Fokus, also vor dem konjugierten Verb steht: Das »war am Anfang so, dass ich erstmal überhaupt nicht gewusst habe, was ist jetzt wichtig in meinem Satz. Da muss man erstmal drüber nachdenken, okay, was möchte ich jetzt betonen, damit ich dann weiß, wie ich es stellen muss.« Diese Beobachtung erinnert an den in der Einleitung dargestellten Unterschied zwischen *friend* im Englischen und *Freund* beziehungsweise *Freundin* im Deutschen. Vielleicht könnte man hier analog sagen: Das Ungarische zwingt uns dazu, ein bestimmtes Element des Satzes zu betonen – und es zwingt uns dazu, zu entscheiden, welches Element das sein soll. Eine weitere Differenzierung, die das Ungarische im Gegensatz zum Deutschen erfordert, ist – wie Frau G. anmerkt – die Unterscheidung zwischen einer bestimmten und einer unbestimmten Konjugation, also etwa zwischen dem Lesen *irgendeines* Buches (*olvasok egy könyvet*) und dem Lesen eines *ganz bestimmten* Buches (*olvasom a könyvet*). Frau H. schließlich bringt eine dritte Differenzierung ins Spiel, wenn sie darauf verweist, dass das Ungarische »grammatikalisch zwischen Ungarn und dem Rest der Welt« unterscheidet und sich Ungarn somit »selbst als etwas Eigenes begreift irgendwie«. Dass man *Magyarországon* (dt. in Ungarn, wörtlich: »auf« Ungarn), aber *Németorszáiban* (dt. in Deutschland), *Hollandiában* (dt. in den Niederlanden) oder *Franciaországban* (dt. in Frankreich) ist, wird in dieser Interpretation nicht nur als bloße Anomalie behandelt, sondern als eine Anomalie, die schon sprachlich den Unterschied zwischen dem Eigenen und dem Fremden, zwischen Drinnen und Draußen markiert.³² Mit solchen Interpretationen freilich sind wir bereits mitten im Reich Sapir-Whorfianischer Thesen angelangt.

³¹ Daran, dass vergleichbare Formulierungen auch im deutschen Sprachraum vor einigen Jahrzehnten durchaus noch vorkamen, erinnert anschaulich beispielsweise eine Biografie über Katia Pringsheim unter dem Titel *Frau Thomas Mann* (Inge Jens – Walter Jens: Frau Thomas Mann. Das Leben der Katharina Pringsheim. Reinbek 2003).

³² Ergänzend sei angemerkt, dass man sich im Ungarischen wie im Deutschen »auf« einer Insel (ung. *egy szigeten*) befindet, weshalb auch Ausnahmen von der im Interview formulierten Daumenregel existieren. So lebt man beispielsweise auch im Ungarischen »auf den Philippinen« (ung. *a Fülöp-szigeteken*).

In diesem Zusammenhang ist auch interessant, dass in jeweils drei Interviews die Tatsache hervorgehoben wurde, dass das Ungarische kein grammatikalisches Geschlecht kennt und Besitzverhältnisse nicht über eine Haben-Konstruktion, sondern über den Dativ ausdrückt. Im Hinblick darauf, dass das Ungarische »kein grammatikalisches Geschlecht hat eigentlich«, wie es Herr N. formuliert, fragt sich Frau L., ob die Ungarn angesichts dessen »eine andere Feminismus-Debatte entwickelt haben«. Offensichtlich ist das Ungarische strukturell deutlich weniger anfällig für Debatten über gendergerechte Sprache als das Deutsche: Die Frage, ob die LeserInnen dieses Textes schlicht als Leser, als Leser und Leserinnen, Leser_innen, Leser*innen oder gar als Lesende anzusprechen sind, stellt sich im Ungarischen schlicht und ergreifend nicht. *Olvasó* ist in jeder Hinsicht neutral. Die in den Überlegungen von Frau L. vorsichtig anklingende These, dass aufgrund des Fehlens eines grammatikalischen Geschlechts in Ungarn auch jenseits sprachlicher Grabenkämpfe anders über Feminismus und Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern diskutiert wird, erscheint innerhalb des Sapir-Whorfianischen Gedankengebäudes nicht abwegig – unterstellt aber sehr markante und an die starke Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese erinnernde Wirkungen der Sprache auf das Denken. Kreativ und provokant aber ist die These in jedem Fall.

Ein vergleichbares Denkmuster stimulierte bei den Interviewten auch die Art und Weise, wie im Ungarischen Besitzverhältnisse ausgedrückt werden. Das sei »wirklich etwas ganz Anderes«, meint Frau D. Und Herr B. sagt noch etwas ausführlicher: Der »Ungar sagt ja eben nicht ›Ich habe etwas‹ [...], sondern beim Ungarn ist ja immer so ›Mir ist etwas‹, also es ist nicht so ... es ist vielleicht nicht so auf die Person zentriert, dass ich etwas habe, sondern eher so, etwas ist mir gegeben oder wie man das auch immer interpretieren will.« Frau L. überlegt ähnlich: Wenn man »im Deutschen sagt ›Ich habe zwei Söhne‹, hieß es bei uns [im Sprachkurs], man sagt in Ungarn eher ›Es gibt zwei Söhne‹, und ich weiß nicht, ob das einfach die, eine unterschiedliche grammatische Struktur ist und dasselbe gemeint ist oder ob man wirklich eher sozusagen das generell in den Raum stellt, und sie aber gar nicht von einem als Besitz abhängig macht.« Diese Gedanken führen, wenn man sie von der Nachdenklichkeit und Vorsicht befreit, die ihnen bei beiden Interviewten anhaften, ebenfalls zu einer klaren Sapir-Whorfianischen These. Auch im Hinblick auf diese These soll hier kein Urteil gesprochen, sondern ein salomonischer Vorschlag unterbreitet werden: Ob nun *die* Ungarn sprachlich vermittelt ein anderes Verhältnis zu Besitz haben als *die* Deutschen oder nicht

– in jedem Fall regt der Vergleich der Art und Weise, wie im Ungarischen und im Deutschen Besitzverhältnisse ausgedrückt werden, zum Nachdenken über das Verhältnis zwischen einem besitzenden Subjekt und den diesem Subjekt zugeordneten Objekten oder Personen an.³³

Einige weitere Besonderheiten erscheinen den Interviewten hingegen schlicht interessant, ohne dass diese Interessantheit mit weitreichenderen Thesen über das Verhältnis von Sprache und Denken in Verbindung gebracht werden würde. Dazu zählt die von Herrn B. und Herrn N. zu Protokoll gegebene Beobachtung, dass das Wort *sein* weggelassen wird, wenn es um Eigenschaftszuschreibungen geht, die sich auf die dritte Person Singular beziehen. Herr B. bezeichnet das etwas zugespitzt als »die Unnötigkeit für einen Ungarn das Wort ›sein‹ auch nur zu erwähnen«. Er sagt: Mein »Kopf zerbricht jedes Mal dabei, in der dritten Person einen Satz zu formulieren und das Verb einfach nicht zu erwähnen. Und dann, also das ist, das ist, glaube ich, so für jemanden, der deutsch denkt, so fast das Schwierigste, weil natürlich, wenn man Ungarisch denken würde, dann ist es ja vollkommen logisch, dass da ja das ›sein‹ ist, also ich muss es ja nicht erwähnen, weil es ist ja ersichtlich, weil da steht ja ein Adjektiv dabei oder irgendwas. Und das ist ja sozusagen das Verb. Und wenn ich sage ›Peter klug‹, dann ist es ja klar, dass Peter klug ist. Also das ist jetzt nur so ein ganz simpler Satz, den ich jetzt auch noch hinkriegen würde, aber je komplizierter der Satz wird, desto mehr brauche ich von meinem deutschen Sprachgefühl so ein Verb, woran ich mich klammern kann, um dem Satz eine Struktur zu geben, weil – für mich – geht vom Verb alles aus sozusagen.« Herr N. ergänzt, für ihn klinge diese Eigenheit der ungarischen Sprache »fast etwas salopp« beziehungsweise »so hingerotzt«.

Eine vergleichbare Tendenz des Ungarischen zur Verknappung beschreibt Frau G. im Hinblick auf die Personalpronomen, die in der Regel entfallen, sofern sie nicht betont sind. Als illustratives Beispiel nennt Frau G., dass man auf Ungarisch nicht sagen müsse *én várok* (dt. ich warte), sondern sich

³³ Es sei an dieser Stelle ausnahmsweise erlaubt, eine private Anekdote einzuflechten: Angesprochen auf den eben herausgearbeiteten Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Ungarischen, bemerkte meine (ungarische) Freundin scherzhaft, ihrer Meinung nach sei das Wort ›haben‹ in Zeiten des Kommunismus angesichts fehlenden Privateigentums im Ungarischen schlicht nicht benötigt worden und daher aus der Mode gekommen. Jenseits des Scherzhaften macht diese Anekdote deutlich, weshalb Sapir-Whorfianische-Hypothesen mit Vorsicht behandelt, jedenfalls wissenschaftlich unterfüttert werden sollten, ehe man sie als Fakt zu verkaufen versucht: Allein die Tatsache, dass sich Analogien zwischen einer Sprache und der Geschichte oder Kultur des Landes herstellen lassen, in der diese Sprache gesprochen wird, folgt noch nicht, dass diese Analogie auch etwas zu bedeuten hat.

schlicht mit *várok* begnügen könne, »weil in der Form von ›warte‹ schon drinsteckt, dass es erste Person ist«. Gleichsam als Gegenstück zu dieser Verknappung nennt Frau G. die Notwendigkeit, im Ungarischen die verschiedensten Kasusendungen mitdenken zu müssen, was sie schon beim Akkusativ regelmäßig aus dem Konzept bringe. Eine weitere Tendenz der Verknappung erkennen Herr B. und Frau L. darin, dass im Ungarischen vergleichsweise sparsam Gebrauch von Pluralformen gemacht werde, beispielsweise, weil »der Plural einfach nur durch eine bestimmte Zahl angezeigt wird«, wie Frau L. ausführt. Herr B. nennt im Grunde dasselbe Beispiel: Normalerweise »ist es für den Ungarn schon [...] an dem Zahlwort zum Beispiel erschließbar, dass es natürlich mehrere Leute sind, und dementsprechend kann man sich das doch eigentlich sparen. Das ist ja eigentlich eine sehr logische Überlegung [...], aber für jemanden mit deutschem Denken [...] ist das sehr, sehr ungewohnt.« Eine amüsante These schließlich trägt Frau F. bei, die sagt, sie habe »das Gefühl, dass es auf Ungarisch ungefähr so viele Schimpfwörter gibt wie normale Wörter. Diese Vielfalt hat man im Deutschen nicht«. Die Überprüfung dieser Behauptung sei an dieser Stelle den Leserinnen und Lesern überlassen. Dasselbe gilt für das Nachdenken über jene Sapir-Whorfianische These, die Frau F. im Hinblick auf das mutmaßlich kreativ-exzessive Schimpfen *der* Ungarn vorsichtig und zweifelnd in den Raum stellt: »Ich weiß nicht, ob das ein innerer Frust« ist »oder ja, also das, das möchte ich nicht bewerten in dem Sinne, aber das ist mir immer aufgefallen.«

5. Diskussion: Die Poesie des Fremden

Diese Untersuchung verfolgte ein doppeltes Ziel: Zum einen sollte sie im Rückgriff auf die subjektiven Erfahrungen Ungarisch-Lernender die allgemeine These illustrieren, dass das Lernen einer Sprache eine horizonterweiternde Wirkung entfalten kann, weil es uns die Möglichkeit eröffnet, die Welt anders zu betrachten. Zum anderen sollte auf der Grundlage der Interviews herausgearbeitet werden, worin der spezifische Reiz der ungarischen Sprache besteht. Abgesehen von den vielen anregenden, teils gewagten, teils unterhaltenden Einzelbeobachtungen haben sich im Hinblick auf den zweiten Teil der Fragestellung zwei Gegensatzpaare als zentrale Bezugspunkte herauskristallisiert, nämlich *Poesie und Logik* sowie *Andersheit und Vertrautheit*.

Während die Interviewten an verschiedenen Stellen der Gespräche einerseits die strukturelle Klarheit der ungarischen Sprache sowie das Besondere

ihrer grammatikalischen Konstruktionsprinzipien hervorheben, betonen sie andererseits auch, dass sie die ungarische Sprache für eine elegante, kompakte und insbesondere für eine wohlklingende Sprache halten. Dabei thematisieren sie überdies – manchmal explizit, manchmal eher implizit – die Herausforderung des Versuchs, die ungarische Sprache zu erlernen und sich in ihrer Andersheit zurechtzufinden. Dabei begegnen den Lernenden jedoch auch immer wieder Elemente und Eigenheiten der Sprache, die sie mit ihrem eigenen Vorwissen in Verbindung bringen können, und die deutlich machen, dass das Ungarische von den umliegenden Sprachräumen auf den zweiten Blick doch weniger isoliert ist, als man im ersten Moment meinen könnte. Zusammengekommen machen die genannten Merkmale einen wesentlichen Teil dessen aus, was man als die schwierige Schönheit der ungarischen Sprache bezeichnen könnte.

Ein weiterer Aspekt verdient es, gesondert hervorgehoben zu werden: Alle Interviewten gaben ein verhältnismäßig begrenztes Sprachniveau an, das noch weit davon entfernt ist, beispielsweise das Lesen eines literarischen Textes zu ermöglichen. Nichtsdestotrotz waren die Interviewten in der Lage, durchdacht und differenziert Auskunft über die Besonderheiten der ungarischen Sprache zu geben. Es ist davon auszugehen, dass sich der Grad der Reflektiertheit mit zunehmenden Sprachkenntnissen noch einmal erhöhen würde. Gleichzeitig aber deuten die im Rahmen dieser Untersuchung geführten Interviews bereits an, dass das Erlernen einer Sprache schon sehr früh nicht nur das Erlernen bestimmter Zeichen und ihrer Bedeutungen, sondern auch ein Nachdenken über die Grundkonstitution einer Sprache beinhaltet – um noch einmal die in der Einleitung getroffene Unterscheidung aufzugreifen. Auch Sprachanfänger haben durchaus ein Gespür für die Poesie des Fremden.

